Die Löffelbarone : ein Stück Genfergeschichte

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **35 (1941)**

Heft 3

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-925707

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Als Esau von der Jagd heimkehrte und das Linsengericht von Jakob so köstlich ihm in die Nase stieg, da verkaufte er sein wertvolles Erstgeburtsrecht. Da war seine Natur Meister über seinen Willen. Wir sollen darnach streben, auch unsere Eßgelüste zu meistern und dem Willen untertan zu machen. Dabei können wir doch gesund bleiben.

Die Löffelbarone.

Ein Stück Genfergeschichte.

Um 1523 gab es zwei Parteien in Genf; die „Eidguenots" („Eidgenossen"), welche einen Bund (Bündnis, Allianz) mit den Schweizern wünschten, und die Mamelous (Mameluken), dem Hause Savoyen ergeben. — Die ersteren gewannen endlich den Vorrang. Die Mameluken flohen nach Savoyen. Zur Strafe wurden ihre Güter beschlagnahmt (vom Genfer Gericht eingezogen). Aber sie hetzten die zahlreichen Edelleute der Nachbarschaft auf gegen Genf. Diese Adeligen waren als Vasallen (Untertanen) des Herzogs von Savoyen die ärgsten Feinde Genfs. Sie schlossen sich zu einem Verband zusammen unter dem Namen der „Löffelbarone" — Gentilhommes de la Cuiller, an welche sich auch einige flüchtige Genfer Domherren (Geistliche) anschlossen, um Genf zu bezwingen. Ihr Hauptmann war Edler Franz von Pontverre vom Schloß Ternier bei Genf.

Bonivard hat das Entstehen dieser „Brüderschaft" der Löffelbarone also beschrieben: „Als sie bei einem Schmause (Bankett) beisammensaßen, schimpften sie arg über Genf. Da brachte man ihnen Schüsseln voll Reis und Löffeln dazu. Erhitzt durch Wut und Wein, beschlossen sie, einen Verband (Confrérie, Bruderschaft, Genossenschaft) zu begründen und nahmen die Löffel als Abzeichen dazu." Sie hingen sie an den Hals und machten Propaganda für diese Sache bei ihren Nachbarn, um sich mit ihnen zu verbünden. Fast alle diese adeligen Geschlechter sind erloschen seitdem und nur einige Ortschaften tragen noch ihre Namen (Choulex, Confignon, Laconnex, Genthod, Meyrin, Lancy, Russin, Veyrier). — Nach diesem Bankett im Schlosse Bursinel (Waadt) begannen die Streitigkeiten. Die Verschworenen hielten Genf eingeschlossen (Blokkade), verhinderten die Lebensmittelzufuhr, raubten die Güter, welche die Genfer in Savoyen besaßen. Und wenn sie Genfer auf ihren Wegen antrafen, setzten sie ihnen übel zu oder ermordeten sie gar. Das war auf die Dauer unerträglich für Genf. Das Schloß Gaillard bei Genf war das Hauptquartier (Treffpunkt) der Löffelbarone. Sie konnten durch Ueberraschung sich eines der Genfer Vororte bemächtigen. Die Genfer aber verschanzten sich so gut sie konnten. Endlich sandten Bern und Freiburg 600 Mann den Genfern zu Hilfe. Hart war der Kampf und der Erfolg zumeist auf Seiten der Genfer und Schweizer. Sie brandmarkten die Schlösser von Gaillard, Villette und St-Genis. Die Niederlage der Löffelbarone war vollständig. Sie und ihre Angehörigen versteckten sich in den Wäldern und Bergen. Manche edle Dame erwartete ihre Niederkunft (Geburt eines Kindes) bei armen Bauern.

Nach dem Abzug der Schweizer darbte Genf wieder. Die Pest brach aus. Pest, Hungersnot, Krieg ... Wütend über die Zerstörungen ihrer Schlösser, eröffneten die Löffelbarone wieder ihre Fehde. Der Genfer Bischof Peter de la Baume (Balsam) hatte ihnen und den Mameluken seine Schlösser von Bonne Jussy und Peney (sprich Pönä) überlassen. Von da überfielen sie die Genfer Handelsherren, besonders wenn dieselben sich auf den Markt (Messe = Foire) von Lyon (Frankreich) begaben, plünderten sie aus, mißhandelten und folterten sie grausam.

Das Schloß Peney war ein Grauen und Schrecken für Genf. In diesem festen Schloß befahl ein Herr de Rolle, dessen Eigentum von den Bernern zerstört worden war. Durch List hatte sich dieser Hauptmann des Schloßes Peney (in Genfer Händen) bemächtigt, indem er den Hauptmann der damaligen Genfer Besatzung (Garnison) zum Trunke einlud. Kaum eingetreten, bemächtigte er sich des Schlosses und führte die Genfer Offiziere gefangen nach Gex (nördlich von Genf), unter dem Vorwand, sie hätten Verrat verübt gegen den Herzog von Savoyen. Von Peney aus wurde Genf viel geschadet, die Lebensmittelzufuhr gesperrt, viel geplündert, gefoltert und gar ein Genfer Handelsmann mißhandelt und gevierteilt: Anton Mercier ist sein Name. — 500 Mann wurden von Genf abgesandt, dieses Räubernest zu vertilgen und die Gefangenen zu befreien. Aber die dicke Kanone der Belagerer berstete (sprang plötzlich in Risse). Sie mußten vor Büchsen- und Artilleriegeschoßen fliehen. Die Belagerten zogen aus, nahmen einige Gefangene, welche sie mit den Füßen auf den Bäumen aufhingen,

wovon sogar einer noch lebte, als man die andern abnahm. — Das blockierte, hungernde Genf versuchte auszubrechen, um die Feinde zu entfernen. Bei einem dieser Ausfälle wurden die Savoyarden geschlagen und hinterließen vier Gefangene und viele Tote. Gerade sachte gingen die Genfer nicht drauflos, so daß ihr eigener Hauptmann ihnen zuschrie: „Freunde, lasset einige davon noch am Leben, um das Land zu bebauen!" — Dieser Sieg erfreute die Herzen der Genfer Bürger. Und sie hatten es nötig.

Da kam Bern, das gerne die Waadt erobert hätte, den Genfern zu Hilfe und griff den Herzog von Savoyen an, erklärten ihm den Krieg, weil er den Ausgleich (Sentenz, Vertrag) von Payerne mißachtend, etliche Bürger der Stadt Genf getötet und ausgeplündert hatte. Das Waadtland fiel leicht in die Hände der Berner. Schon die Anzeichen ihrer Ankunft verscheuchten die Savoyarden. Die Schlösser von Jussy und Hermance mußten sich ergeben. Peney, das der Feind verlassen hatte, wurde eingeäschert; Gaillard, kaum wieder hergestellt, wieder eingerissen. — Seitdem sind diese Junker keine Gefahr mehr für Genf. Die Geschichte spricht nicht mehr davon. Die Erbitterung gegen Genf dauerte zweifellos noch lange, zumal sie durch Religionshaß verstärkt wurde. Aber seit der Eroberung der Waadt durch die Berner wurden mit der Zeit die Edelleute Savoyens eher eine Unannehmlichkeit als eine Gefahr für Genf.

Ja, in späteren Zeiten, so heutigentags, wurden die Savoyarden sehr gute Nachbarn der Genfer Republik und des jüngsten Kantons der Schweiz. Frei übersetzt von H. G., Genf.

Irmelis Glück.

Weit abseits vom stattlichen Dorf, droben auf einer Anhöhe am Waldrand, stand das hübsche Anwesen des Revierförsters Braun. Umgeben von baumbestandenen Wiesen, genoß man von hier aus eine großartige Aussicht auf die fernen Bergesriesen mit dem zum Teil ewigen Schnee. Da die getäfelte Stube und sämtliche Schlafräume des Chalets gen Süden lagen, begreift man, wenn des Försters blondhaariges Töchterchen, das pausbackige Irmeli, meinte, es wäre nirgends schöner als allhier. Zwar mußte es manches nicht gerade Angenehme mit in Kauf nehmen, so den weiten Schulweg ins Dorf hinunter. Auch mußte man alle Spezereien und anderes auf dem Heimwege mit hinaufschleppen. Trotzdem wollte das wackere Kind mit niemand tauschen, hatte es doch in schneereichen Wintern die schönste und beste Schlittbahn weit und breit. Und in der warmen Jahreszeit war es im herrlichen Wald eine wahre Wonne, dem Gesang der Vögel zu lauschen, den Kuckucksruf zu hören, sich am schönen Gefieder der Elstern und Häher zu erfreuen. Ab und zu traf sie auch wohl auf ein Häschen oder ein scheues Reh. Und erst die ersten Frühlingsboten: die Primeln, Anemonen, Schlüsselblumen, Veilchen, die Weidkätzchen — es war eine Lust! Vom murmelnden Waldbächchen brachte Irmeli allen voran die schönsten Butter- oder Dotterblumen nach Hause und in die Schule, und das Kind war sichtlich stolz darauf.

Eines Tages brachte Vater Braun als Hüter des Waldes ein verletztes Rehlein mit nach Hause. Das arme Tierchen war einem wildernden Hund beinahe zum Opfer gefallen, doch kam der Förster gerade noch rechtzeitig, um dem Frevler mit einem wohlgezielten Schrottschuß den Garaus zu machen. Das Rehlein wurde sachgemäß gepflegt, und man konnte es am Leben erhalten. Im Geißenstall fühlte es sich gut aufgehoben, zumal es mit einem rehfarbigen Gitzi — das zweite Junge war tot zur Welt gekommen — die süße Milch der Mutterziege teilen durfte.

Man kann sich denken, daß Irmeli von Stund an keine größere Freude kannte, als beim Rehlein zu weilen. Aber auch das Gitzi kam mit den Liebkosungen nicht zu kurz. Beide erhielten Glöckli. Und als man dann die ungleichen Tierchen schließlich ins Freie nahm, tollten sie sich zu aller Ergötzen lustig und purlimunter herum, ja sie kamen sogar ungeniert in die Stube! Das Rehlein zumal war seinem Schützling, dem zärtlichen Irmeli, ganz besonders zugetan. Auf Schritt und Tritt folgte es ihm überall hin, das derbere Gitzi hinterher.

Inzwischen gediehen die beiden im Wachstum soweit, daß man das Gitzi neben dem Muttertier an der Krippe anbinden mußte. Das Reh aber verfügte weiter über die goldene Freiheit, legte sich aber ständig des Nachts neben der jungen werdenden Ziege schlafen. Es herrschte die schönste Harmonie.

Natürlich hoffte Irmeli, daß es immer so bleiben würde. Als dann eines Tages das Försterkind aus der Schule wieder heimkam,